

Dr. Dietrich Neufeld

**Mennonitentum
in der Ukraine**

Schicksalsgeschichte Sagradowkas



Kel
34.253
Netm
#1

9683
Mennonitische
Forschungsstelle
Weierhof

Zz
Kel 34.2
134
K1

1922

Mennonitentum in der Ukraine.

Schicksalsgeschichte Sagradowkas.

Von

Dr. Dietrich Neufeld.

1 9 2 2

Selbstverlag. Emden, Große Osterstraße 37.

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright by Dr. Dietrich Neufeld, Emden,
Große Osterstraße 37.

Gedruckt in der Druckerei M. Wilkens, Emden.

Von denselben Verfasser Ist erschienen:

1. „Ein Tagebuch aus dem Reiche des Totentanzes (Süd-Rußland)". 1922. Selbstverlag, Emden.

Presse-Aeußerungen:

„Die Aufzeichnungen des Verfassers sind unmittelbar während der Ereignisse selbst vom 15. September 1919 bis zum 5. März 1920 niedergeschrieben worden; sie gewinnen gerade dadurch eine hervorragende Anschaulichkeit und halten den Leser von Anfang bis zu Ende in Atem . . .!"

(„Deutsche Warte"), Prof. Dr. Q. Mentz-Jena.

„ . . . Das ganze ist auf eine so feinfühlende und zutreffende Weise geschildert, daß es (das Buch) aufs wärmste empfohlen werden kann. Der Schreiber versteht es, die Ereignisse so ergreifend darzustellen, daß man das Buch kaum hinlegen wird, bevor man es durchgelesen hat. Ich bin davon überzeugt, das Buch wird ein bleibendes Literaturwerk sein . . ."

Prof. Ewert, „Vorwärts", Kansas (U. S. A.)

„Die Schrift von Dietrich Neufeld gibt uns einen ganz ergreifenden Eindruck davon, wie die grauenvollen Ereignisse sich in einem feinempfindenden Herzen und in der Seele eines Menschenkinde widerspiegeln, das all das Furchtbare selbst miterleben mußte. Man wird an die „Totentanz"-Zeichnung eines Hans Holbein oder Alfred Rethel erinnert, wenn man diese Tagebuchblätter liest."

„Mennonitische Jugendwarte".

„Er is een merkwaardige objektiviteit in de karakteristiek der verschillende machthebbers, onder wier wisselend regiem onze weerloze Kolonisten hadden te lijden. Der schrijver Scheidt nergens . . . hoe levendig en aanschouwelijk de schrikkelijke Dagen ons hier ook voor oogen gesteld worden, nergens wordt zijn boekje ontsierd door uitbarstingen van haat. De man, die deze dagboek heeft geschreven, kennt blijkbaar de behoefde om de menschen, ook in keen verste afdwalingen, zielkundig te begrijpen. En niet alleen de menschen, maar ook de bewegingen . . ."

„De Zondagsbode".

2. „Zu Rerd 1000 km durch die Ukralna," 1922. Emden, Selbstverlag, Gr. Osterstr. 37.

Die Schrift schildert die abenteuerliche Rückkehr von drei Kriegsgefangenen, die aus dem Weltkriege gelernt haben: „Menschheit, des Hassens ist genug!"

3. „Die Einheits- und Arbeitsschule In Sowjet-Rußland". Auflatz in den „Neuen Bahnen".

4. „Das russische Problem". Großer politischer Aufsatz über die derzeitige Lage in entwickelnder Betrachtung.

INHALT

Einleitung, s. 5—6.

I. Reise nach Sagradowka. s. 6--9.

Unterwegs. — Erster Eindruck von Münsterberg nach dem großen Unglück.

II. Die Mennoniten Sagradowkas unter dem Einfluß der Revolution und Okkupation, s. 9—16.

Arglosigkeit der Mennoniten beim Ausbruch der Revolution. — Einfluß der Okkupation: Die Bewaffnung der Mennoniten, eine Torheit und Gefahr. — Entwaffnung und spürbare Folgen der Militarisierung. — Landfrage. — Das Verhältnis der Mennoniten zu den Weißen. Aufstand gegen die Weißen: Machno!

III. Heimsuchung Sagradowkas. s. 17—23.

Gewitterschwüle vor dem Sturm. — Der Einfall: Überraschung und Vernichtung. — Gedanken über Ursachen und Wirkung

IV. Geschichtliche Betrachtung über das Verhältnis der Kolonisten und Russen zu einander. S. 23—26

In der Vorkriegszeit. — Nationalistische Kriegshetze gegen die Kolonisten. — Während der deutschen Besetzung. — Die schwere mennonitische Verirrung.

V. Einzelschicksale. s. 27—38.

Auf der Flucht. — In Gnadenfeld. — In Orloff. — In Tiege. — In Münsterberg. — Das größte Opfer Sagradowkas.

VI. Schlussbetrachtung, s. 38—39.

Gedicht, s. 40.

Das russische Reich hat seit seiner Entstehung seitens geordnete Zustände gehabt. Die Entwicklung dieses Staates war nie eine glückliche. Oft verhinderten schicksalsschwere fremde Einwirkungen ein harmonisches Gedeihen, zum Beispiel während der Tatarenzeit vom 13. bis 15. Jahrhundert. Sehr oft jedoch wurde dem russischen Volke Unglück verursacht von Männern, die bestellt waren, den Staat zu lenken.

Einige Jahrzehnte vor dem Weltkriege begann das Volk allgemein zu merken, daß die Beherrscher Rußlands Ruhm und Größe nicht darin suchten, (ein soziales Wohlbefinden zu heben, sondern nur an die Ausdehnung der geographischen Grenzen des Reiches dachten. Auch die hungernden Bauern wünschten ihre Scholle zu vergrößern, aber nicht zu Ungunsten der Nachbarreiche, sondern auf Kosten der Großgrundbesitzer, deren Felder sie jahraus, jahrein bearbeiteten, ohne einen Nutzen davon zu haben. Diesem begreiflichen Volksbegehren gegenüber verhielten sich die Machthaber dauernd feindlich. Haß aber erzeugt Gegenhaß.

So wurde die Revolution die notwendige Folge einer verkehrten Politik.

keine befestigte Gewalt. Aber mit unwiderstehlicher Notwendigkeit zog es mich nach der Heimat, da ich von furchtbaren Ereignissen gehört hatte, die sich dort bereits vor vier Monaten zugetragen haben tollten.

Mein Fuhrmann hatte Pferde, die ihm niemand neidete, und er selber glich eher einem Zigeuner, als einem Mennoniten aus der Alt-Kolonie. Er hatte drei oder vier Röcke übereinander angezogen, um trotz der Löcher die Blößen des Leibes überall zu verdecken. Unter der abgetragenen Schildmütze sah das Sonnverbrannte, magere Gesicht hervor, umrahmt von einem ungepflegten, grauen Bart. Die kleinen, verhärmten Augen verrieten vollends, daß er zu den Aermsten des Landes gehörte. Ich selber sah auch einem Burschuj (Bourgeois), wie jeder Nichtarbeiter verächtlich genannt wird, wenig ähnlich in meinen sackkleinere Kleidern.

Nur diesem Umstande war es zu verdanken, daß wir zwei Tage ungehindert auf der Landstraße fahren durften.

Das Ziel unserer Reise war nicht mehr fern. Aber die Sonne neigte sich schon stark dem Horizonte zu, und die kleinen Pferde trabten immer unwilliger. Die Sonne ging unter, als wir das Russendorf Schesternja am Ingulez erreichten. Jenseits des Flusses lag schon das Gebiet der Mennoniten, das unser Ziel war. Aber die Brücke war vom Hochwasser zerstört, und es galt eine Furt zu finden. Der Fluß hatte viel Wasser zu dieser Jahreszeit. Wir waren daher nicht unbekümmert, bis man uns eine geeignete Stelle zeigte. Das Wasser drang in den Wagenkasten, aber die Durchfahrt glückte. Schwer kam dann der Wagen in dem losen Sande voran. Ich stieg ab und ging nebenher.

Im fahlen Lichte des aufgehenden Mondes lag Münsterberg vor mir. Voll bangender Erwartung spähte ich hinüber

nach jenem Dorf, über dessen Schicksal schaurige Gerüchte nach der Altkolonie gedungen waren. Langsam fuhr jetzt der Wagen in die sandige Dorfstraße hinein. Ich folgte ihm in einiger Entfernung. Kein Laut ringsum. Kein Hund schlug an. Kein Mensch schritt über den Hof, der vor mir lag. Eine grausige Stille im Dunkel der Mondnacht!

Das Haus trug kein Dach mehr. Durch schaurig gährende Fensteröffnungen sah ich schwarzberußte Innenwände. Unbeweglich umstanden Bäume diese Mauern, die ehemals ein glückliches Heim geborgen hatten. Erstarrt waren die Bäume feit dem Brande. Sie belaubten sich nicht mehr. Wie stumme Ankläger streckten sie ihre dünnen Aeste gen Himmel. Der Mond stand blaß darüber, als ob auch ihn der Anblick in Schrecken verletzte.

Ich sah und sann: ich kannte ihn, der diesen Hof bewohnte. Was war mit ihm geschehen? . . . Ein Käuzchen schrie durch die Nacht. Ich Schrak auf. Der Wagen war weit vor mir. Ich beschleunigte den Schritt. Aber seltsam, vor jedem neuen Torweg hielt es mich gewaltsam zurück. Jeder Hof erzählte dieselbe traurige Geschichte. — In mehr als einem war ich im verflommenen Sommer frohgemuter Galt gewesen.

Da lag die Schule. Auch sie eine Ruine. Nur von meinem Schatten begleitet, schritt ich einsam bis ans Ende der Dorfstraße. Dann wandte ich nochmals den Blick zurück. Eine schwere Traurigkeit legte sich auf die Seele, die weil ich erkannte, daß Münsterberg ausgetilgt war. —

In Altonau, dem nächsten Dorf, übernachteten wir. Ich kehrte beim Dorfschulmeister ein und ließ mir bruchstückweise berichten aus jenen Tagen, als »Väterchen Machno" mit Tod und Verderben hier seinen Durchzug hielt.

Wie gelähmt hörte ich zu und vermochte die wirbelnden Gedanken nicht zu meistern. Den Gefühlen ließ ich ungehemmt ihr Wogen. Aber dann brach der Wille sich Bahn, und ich faßte mich. Die Nerven erzitterten, und ich empfand ein dumpfes Tönen in mir, das mein Weh auslösen wollte. Tief ins Innere bohrte sich der Schmerz über die vielen Opfer der Heimat. Auch mein Freund war darunter. Unfaßbar, ja unmöglich erschien mir der Gedanke, ihm unerreichbar fern zu sein. Niemand kann ihn mir ersetzen. Kühn planten wir die Zukunft unseres Mennonitenvolkes. Wir liebten unsere Heimat Sagradowka und fühlten uns mit ihr tief verbunden, auch wenn wir zürnend schalten, so oft der Torheit allzuwillig Ohr und Herz geöffnet wurden.

Wie Ist das Schicksal über Sagradowka hereingebrochen? Versuchen wir einmal, all dem vorsichtig nachzuspüren, was dem großen Ereignis vorangegangen ist.

* * *

Die Mennoniten Sagradowkas sahen die Revolution in Rußland kommen, ohne zu wissen, welche Umstände sie notwendig gemacht hatten, noch zu ahnen, wohin sie führen würde. Sie löste bei ihnen, wie bei allen deutschsprechenden Kolonisten der Ukraine, zuerst reine Freude aus: Das Enteignungsverfahren gegen sie wurde aufgehoben. Die Zarenregierung, die den skrupellosen Erlaß der Enteignung und Verbannung aller Deutschrussen des Südens herausgegeben hatte, war gestürzt worden. Jeder durfte bleiben, wo er bisher gewohnt hatte. Dankbar begrüßten das die Mennoniten Sagradowkas. Sofern die Revolution ihnen günstig war, wurde sie von ihnen begriffen. Alles weitere Geschehen war ihnen unfaßbar. Die Landfrage, die für den russischen

Bauer so brennend war, bewegte sie zunächst nicht. Die elementare Wucht der Revolution schreckte die ahnungslosen Mennoniten. Begreiflicher Weise, denn bald war es leidenschaftliche Roheit eines verarmten und geknechteten Volkes mit niedrigem Bildungsstand, die vorherrschend wurde. Als dann die deutschen und österreichischen Truppen durch die Besetzung der Ukraine die Revolution unterbrachen, begrüßten die Mennoniten die neuen Machthaber, in deren Gunst sie bald geraten sollten. In Sagradowka hatte man sich ebensowenig um Weltpolitik gekümmert, wie in irgend-einer anderen Kolonie der Ukraine. Man ahnte daher nicht, daß die deutsch-österreichische Herrschaft nur kurz und vorübergehend sein würde.

Die Okkupationsmächte Ihrerseits taten alles, um ihnen den Glauben an eine Dauer ihrer Herrschaft zu erhalten. Dies gelang ihnen um so besser, je mehr sie sie in besondere Gunst nahmen. Da die Zarenregierung die Kolonisten wegen ihrer fremden Abstammung verfolgt hatte, nahmen sie die neuen Machthaber in besonderen Schutz. Ueberdies waren die Mennoniten keine Revolutionäre, von denen ihnen Gefahr drohte. Waren sie doch selbst unter dem Zarenregime stets folgsame Bürger geblieben, getreu dem Spruche: „Seid Untertan der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat!“

Den Kolonisten tollte wirtschaftlich aufgeholfen werden, versprochen die Okkupationsmächte.

Die russischen Bauern dagegen sahen sich um den Erfolg der Revolution, die ihnen die Einteilung des Landes bringen sollte, betrogen. Sie waren unzufrieden, und die Gärung ging weiter. Deshalb führten die Okkupationsbehörden ihre Entwaffnung streng durch.

Den deutschen Kolonisten aber gaben sie Waffen und Munition und unterwies sie im Gebrauch der Waffen und in der Kriegführung.

Auch Mennoniten ließen sich bewaffnen. In Sagradowka war es damit nicht anders als in der Molotschnaja und in der Altkolonie.

Als ich um Weihnachten 1918 nach langen Jahren wieder nach Sagradowka kam, starteten die Kolonien von Waffen. Man hätte ausrufen mögen: „Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“

Sie hätten es willen müssen! Es gab Stimmen, die ihnen den Widerspruch zum Vorwurf machten.

Durch 400 Jahre hin hatten sie sich zum Grundsatz der Ehrlosigkeit bekannt. 400 Jahre lang! Noch während des Weltkrieges war ihnen heilige Wahrheit gewesen: „Du sollst nicht töten!“ Verbrieften Rechten gemäß hatten sie ferngestanden vom blutigen Frontkampfe. In anderer Weise, in harter produktiver Arbeit, hatten sie dem Vaterlande gedient.

Für die Verweigerung des Waffendienstes haben unsere Vorfahren gekämpft und gelitten. Der Grundsatz der Wehrlosigkeit war den Mennoniten stets heilig. In ihm sehe ich die geschichtliche Bedeutung des Mennonitentums schlechthin.

Wer so dachte, hat damals mit blutendem Herzen dem Waffentreiben der Mennoniten zugesehen. Ich kam damals aus deutscher Gefangenschaft zurück, wo ich den Zusammenbruch des Militarismus erlebt hatte. Hier nun sah ich, wie derselbe Geist wieder erstand. Sollte sich hier vielleicht dasselbe traurige Drama abspielen wie in Deutschland?

Jeder Militarismus ist herausfordernd, so auch hier. Freilich sollte die Bewaffnung nur ein Schutz gegen Ueberfälle sein. Aber die russischen Nachbardörfer fühlten sich verletzt, und die alte Feindseligkeit lebte wieder auf. Sie war

im Kriege von russischen Nationalisten angefacht worden. Und die Militarisierung Sagradowkas trug nicht zur Versöhnung bei.

Das Spiel mit den Waffen machte die mennonitische Jungmannschaft, die sich von altpreußischen Offizieren drillen ließ, keck und teilweise sogar abenteuerlustig. Der Gedanke eines Kleinkrieges schien manchem Jungen geradezu verlockend.

Die russischen Bauern spürten dieses Verhalten der Kolonisten heraus, besonders, wenn es hie und da vorkam, daß deutsche Soldaten sich von Mennoniten führen ließen, so oft es galt, aufrührerische Elemente festzunehmen, die sich in Russendörfern versteckt hielten.

Als dann die unvermeidliche Niederlage Deutschlands kam, als infolgedessen auch die Ukraine geräumt werden mußte und die unterbrochene Revolution mit heftiger Leidenschaft weitergeführt wurde — da sahen sich die Mennoniten in Sagradowka, wie die Kolonisten fast überall, bald gänzlich vereinsamt und umbrandet von dem Haß der russischen Nachbarn. Anfangs glaubten sie, ein Häuflein, die Banden abwehren zu können. Weil aber auch diese sich einen politischen Anstrich gaben, konnte man kaum mehr unterscheiden zwischen Banden und politischen Kampforganisationen, um so weniger, als auch letztere es an Disziplin durchaus fehlen ließen. Begreiflicherweise kamen die bewaffneten Mennoniten in Verdacht, gegen politische Parteien die Waffe erhoben zu haben und dadurch in den Bürgerkrieg eingetreten zu sein. Weil die Kolonisten nie revolutionär gewesen waren, am wenigsten die Mennoniten, galten sie jetzt um so sicherer für Anhänger des alten Regimes,—

Eines Tages sahen sich die Mennoniten Sagradowkas einem Zusammenschluß von elf angrenzenden russischen Landbezirken gegenübergestellt, die gebieterisch die Entwaffnung verlangten, weil sie angeblich sich bedroht fühlten. Da gingen den Mennoniten die Augen auf, und sie erkannten die Hilflosigkeit ihrer vereinsamten Stellung. Der investierte Militarismus war ohnehin schon vielen unheimlich geworden infolge seiner Tendenz des Ueber- und Unterordnens, weil er den Geist der Brüderlichkeit untergrub. Er schien ihnen für die Seele mehr Schaden zubringen, als die Waffen Nutzen brachten für die Erhaltung ihres Lebens und der materiellen Güter. Sie atmeten daher befreit auf, als die Waffen ausgeliefert wurden.

Seitdem raubten die Banden bei den Mennoniten mehr denn je. Wir litten darunter in Sagradowka. Aber Unrecht leiden ist besser, als Unrecht tun.

Arme Russen holten sich Pferde, Kleider, Maschinen und vor allem Landbesitz, weil der Grund und Boden nationalisiert worden war. Es hieß, das Land gehöre der Allgemeinheit, und jeder, der vom Ackerbau leben wolle, habe feinen Teil daran.

Gemäß dieser Verordnung mußten die Mennoniten einen Teil von ihrem Landbesitz abtreten. Ebenso erging es der benachbarten lutherischen Kolonie von elf Dörfern.

Ueberall fügten sich die Kolonisten nur mit großem Widerwillen dieser staatlichen Neuordnung. Sie liebten ihre neuen Ackernachbarn nicht. Es war ein bedauerliches Verhältnis zwischen ihnen. Man kann sogar von einem gegenseitigen Haß reden.

Inzwischen wogte der Bürgerkrieg auf und ab. Die Petljurowze wurden von den Bolschewiki verdrängt. Dann folgten kleinere und größere Aufstände, und schließlich im Sommer 1919 drangen die Weißen oder Freiwilligen, **unterstützt** von Auslandsmächten, siegreich vor.

Als auch über Sagradowka die „Weiße Welle“ kam, begingen die Mennoniten hier dieselbe große Torheit wie ihre Glaubensbrüder an der Molotschnaja: sie ließen sich als Freiwillige von den Weißen anwerben und traten damit, obgleich nicht offiziell, so doch deutlich genug zu den Gegnern der russischen Bauern über.

Aber bald genug wurde offenbar, daß die Anhänger des Generals Denikin Rußland auf die Dauer nicht beherrschen würden. Sie waren reaktionär und trieben als furchtbare Rächer mit jedem neuangezündeten Dorfe die Bauern in hellen Haufen zum Aufstand. Beamte und Polizisten verfuhrten derart rücksichtslos mit dem Volke, daß es den Haß der Vertreter des alten Regimes deutlich empfand. Dieser Haß aber wurde aufs heftigste erwidert.

Es waren bei den Kolonisten zumeist junge, leicht entflammte Draufgänger, voll Abenteuerlust, die sich zu den Freiwilligen Schlugen. Sie begriffen weder die Seele des russischen Volkes, noch hatten sie politisches Verständnis für die Geschehnisse der Umgebung. Töricht handelten sie, denn unter dem Zarenregime waren es diese Reaktionäre gewesen, die gegen die Kolonisten mit allen Mitteln gehetzt hatten. Aber auch die Alten widersetzten sich nicht mit Entschlossenheit. Als ich vor dem Anschluß an die Weißen warnte, fand ich bei den Jungen kein Gehör und bei den Alten keine Unterstützung. Später hat man mir recht geben müssen, aber die traurige Wirkung der unbedachten Stellungnahme war da und erwies sich verhängnisvoller als je einer ahnen konnte.

Von Tag zu Tag nahm die Aufstandsgesinnung gegen die Weißen zu. Auch in der Umgebung von Sagradowka. Weißgardisten, die in dem lutherischen Nachbarbezirk stationiert waren, nahmen Erschießungen vor in den aufreißerischen Russendörfern. Es wird erzählt, Kolonisten seien dabei beteiligt gewesen: man habe deutsche Freiwillige zu den Erschießungen kommandiert. Mennoniten find es wohl kaum gewesen, weil zu jener Zeit niemand von ihnen sich dort befand. Es hat allerdings auch Mennonitensöhne gegeben, die unter Anführung eines haßerfüllten Großgrundbesitzersohnes, namens Wieland, bei Strafexpeditionen, an Aufstandsführern Rache genommen haben. Irgendeinem Mennoniten Sagradowkas ist jedoch eine solche Handlungsweise nicht nachzuweisen.

Tadeln kann man die Mennoniten Sagradowkas dafür, daß sie zu den Waffen gegriffen haben, statt an dem Grundsatz der Wehrlosigkeit festzuhalten. Als gute Christen durften sie ihren Nächsten nicht hassen. Sie mußten ihn lieben, auch wenn er ihnen Leid zufügte. Sie aber machten gemeinsame Sache mit einer Soldateska, die wild raubte und mordete, obwohl wir den jungen Mennoniten nicht die gleiche Zügellosigkeit zutrauen dürfen. Vielen von ihnen sind über diesem wütten Treiben die Augen aufgegangen. Sie waren unter Menschen geraten, deren Leben ihren Sittlichkeitsbegriffen widersprach.

Plötzlich flammte der Aufstand in allen Teilen der Ukraine auf. Ein ausgewiegt schlauer Räuber, der sich Anarchist nannte, machte sich diese Situation zunutze und stellte sich an die Spitze der Bewegung. Er war früher von den Weißen nach Wolhynien hinein verdrängt worden. Kühn

durchbrach er jetzt die Linie der Freiwilligen und durchzog die Ukraine in raschem Zuge, überall die Fackel der Rache erhebend.

Es war Machno. Leicht fand er in den durch Krieg und Revolution demoralisierten Massen, die gründlich begriffen hatten, daß sie bisher immer und überall betrogen worden waren, solche Anhänger, die vor keiner Grausamkeit mehr zurückschreckten, am allerwenigsten jetzt, nachdem sie die Rache ihrer Gegner ausgekostet hatten.

Nun löste Machno den General Denikin in der Herrschaft ab. Es war im Herbst 1919. Machno hatte einen ungeahnten Zulauf von Bauern, die mit Denikin unzufrieden waren. Dieser hatte ihnen das Land wieder abgenommen und sie zur früheren Armut verdammt. Das wollten sie sich nicht gefallen lassen.

Unter Machno, dem Anarchisten, war jedes Verbrechen erlaubt. Den Anarchismus begriff man als schrankenlose Freiheit und handelte danach. Jetzt flammte die Rache auf der Gegen feite auf.

Die oben erwähnten Erschließungen, die in einem Nachbardorfe unfern der lutherischen Wollost stattfanden unter angeblicher Beteiligung von Deutschen, Sind Anlaß einer Tragödie geworden. Wahrscheinlich haben die Bewohner jenes Dorfes Diese Begebenheit ausgenutzt, um den aufgespeicherten Groll gegen die Deutschen jetzt zu entladen und haben die Machnolanditen herbeigerufen.

In einem Aufruf las man um jene Zeit in Chortitza, die Kolonisten bei Apostolowo hätten sich aufgelehnt gegen die Partisanen, wie die Banditen sich nannten, und Batjko Machno habe eine Expedition ausgesandt, jene Kolonisten schonungslos zu bestrafen.

In Sagradowka wußten die Mennoniten damals noch nicht, was ihnen drohte. Seit einer Woche lag allerdings eine vorahnend drückende Stimmung auf den Gemütern. Man hatte allerlei munkeln gehört. Post, Telegraph und Verkehr gab es nicht nach auswärts, und daher konnten sie nichts Bestimmtes von der Außenwelt willen. Aber Gerüchte waren in allen Dörfern im Umlauf. Eines schauerlicher als das andere. In der Kronauer Wollost sollten bewaffnete Banditen in einem Dorfe die Hofbesitzer zu einer Beratung zusammengerufen, sie in eine Scheune gesperrt und mit Säbeln zerhackt haben. So lautete das Gerücht. Tatsächlich sind dort aus Rache dafür, daß bei ihnen raubende Banditen erschossen wurden, mehrere Kolonisten ermordet worden.

Die Aufregung war daher allenthalben groß in Sagradowka. Reitende Späher Suchten die Verbindung zwischen den einzelnen Dörfern aufrecht zu erhalten, um beim Erscheinen irgendwelcher Fremden sich gegenseitig vor Ueberumpelung zu warnen.

Solchem Dienste war der nebelige Herbsttag des 29. Novembers 1919 Sehr ungünstig. Gegen Mittag erschienen plötzlich viele Reiter und Droschken in dem kleinen Dorfe Gnadenfeld.

In wenigen Augenblicken war jeder Hof besetzt. Man hörte Schüsse, Wehgeschrei, dann vernahm man ein Knistern und Krachen im Gebälk, Rauch füllte die Straße und die Höfe und drang in die Gärten. Die Häuser brannten. Menschen lagen erschlagen, verwundet und verstümmelt umher.

Das war das graulige Werk einer kurzen Stunde. Und nur einigen Männern gelang es zu entkommen und ihr Leben zu retten.

Ebenso überraschend erschienen die Unnennbaren im nächsten Dorfe Reinfeld. Auch hier wiederholte sich dieselbe grausame Begebenheit.

Darauf begaben sie sich in das größte Dorf Sagra-dowkas, Orloff. Im Nu waren die 41 Höfe besetzt und die Straßenausgänge von Reitern gesperrt. Niemand durfte mehr hinaus. Es kam kaum zu dramatischem Wortwechsel. Man verlangte Waffen, Geld, Speisen, dann das Leben. Oft hieben die Wilden, ohne jemand anzureden, beim Eintritt in das Haus mit Säbeln auf den Wirt ein. Sie schändeten Frauen und Mädchen, wobei auch 13jährige nicht verschont blieben. Weigerte sich ein Mädchen, wurde es getötet. In Orloff sind zwei Jungfrauen Opfer ihrer keuschen Gesinnung geworden.

Die Möbel wurden umgeworfen, zerschlagen und in den meisten Fällen als Trockenholz benutzt, um den Brand zu entfachen.

Männer, Frauen und Kinder sah man in die Gärten und auf die Felder fliehen, verfolgt von schrecklichen Reitern, die auf sie Jagd machten, wie auf Wild.

Als die Banditen dieses Dorf nach zwei Stunden wieder verließen, lagen 44 Tote und viele Verwundete in den Häusern oder auf den Höfen herum.

In gleicher Weise wurde hierauf in Tiege gehaust. Der Abend brach herein. Die wilden Gesellen ließen auch dieses Dorf in Flammen zurück und setzten ihren Hunnenzug in der Richtung auf Münsterberg fort.

Es waren hier schon am Tage Reiter gewesen, die aus dem nahen Russendorfe gekommen waren. Sie hatten sich für Weißgardisten ausgegeben, um das Verhalten der Kolonisten zu prüfen. Es war eine Lift, die schon viel geübt und allbekannt war. Die Reiter erwarteten offenbar, daß

die Münsterberger sie als Weißgardisten mit besonderer Freude aufnehmen und sich somit als ihre Gegner verraten würden. Allein die Mennoniten verhielten sich neutral.

Niemand in Münsterberg vermutete, was darauf folgen würde. Auf dieses Hofdorf aber war es offenbar ganz besonders abgesehen.

In den vier erwähnten Dörfern wurden hauptsächlich Männer gemordet. Vereinzelt waren auch Frauen ums Leben gekommen. In Münsterberg dagegen wurden grundsätzlich alle getötet: vom Wiegenkinde an bis zum letzten Greise. Am Abend des 29. Novembers konnten sich, allerdings noch manche retten. Wer sich rechtzeitig im Schilfe des Flusses oder hinter Büschen in den Gärten verstecken konnte, oder wer gar im Schutze des Nebels die Schluchten in der Nähe des Dorfes erreichte - kam mit dem Leben davon. Eine Familie gar hatte sich in den Schornstein geflüchtet, wo sie die Nacht über ausharrte.

Am 30. November kamen die Banditen aus dem Nachbardorfe noch einmal zurück, weil am Vortage wegen der feuchten Witterung nicht alle Häuser in Feuer aufgegangen waren. Es wird erzählt, die Bewohner des Nachbardorfes hätten die Banditen um die gänzliche Austilgung Münsterbergs gebeten.

Die Räuber fanden aber nicht leere Häuser. Viele Flüchtlinge waren frierend aus ihren nächtlichen Verstecken zurückgekehrt und hatten geglaubt, nun gerettet zu sein. Diesmal konnten die meisten nicht mehr entinnen und wurden Opfer der mordenden Rotte. Einzelne wagten in Kähnen die Flucht, um das andere Ufer des Flusses zu erreichen und im russischen Dorfe bei Bekannten Schutz und Rettung zu finden. Aber nur wenige von ihnen lind am Leben geblieben. Sie wurden verraten und erbarmungslos

niedergemetzelt. Das spricht wieder für die Annahme, daß die Bewohner dieses Russendorfes den Mennoniten Münsterbergs nicht wohlgesinnt waren, sonst hätten sie die Geflüchteten vor den Machno-Banditen gerettet.

Vereinzelt waren Flüchtlinge aus Münsterberg in Altonau und Blumenort angekommen. Wie ein Lauffeuer ging durch die übrigen elf Dörfer die Kunde, daß auch ihnen das Schicksal Münsterbergs drohe. In aller Eile wurden Wagen bespannt, und dann jagten die Geängsteten davon. Bald sah man auf allen Landstraßen fliehende Kolonisten. Die Armen suchten Zuflucht in den großen Russendörfern Pawlowka und Michajlowka. Häuser und Höfe waren fortan dem plündernden Raubgesindel preisgegeben.

Das Gemetzel sollte tatsächlich weitergehen.

Nicht in Altonau und Rosenort erschienen jetzt die Machnowze, wie erwartet worden war, sondern ganz überraschend in Schönau. Auch hier waren die Mennoniten fluchtbereit. Dennoch wurden sie überrumpelt.

Die großen Strohhaufen gingen in Flammen auf, und von dem Feuer wurden auch bald die Häuser ergriffen. Damit nicht genug. Auch morden wollten die Wüstlinge. Alles ergriff die Flucht. Aber die Machnowze sprengten auf ihren Pferden hinterher und machten nieder, wen sie erreichten.

Die übrigen Dörfer blieben verschont. Warum? Welcher Umstand rettete sie? Es ist nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln. Wahrscheinlich trifft die Vermutung zu, daß Weißgardisten aufgetaucht sind und durch ihr plötzliches Erscheinen die Unholde zur Flucht veranlaßt haben. Uebermäßig groß war die Zahl der Machnowze nicht. Augenzeugen Ichätzten sie auf etwa 300.

Wenig glaubwürdig ist jedoch die Annahme, daß die Freiwilligen Denikins den Kolonisten zu Hilfe geeilt seien. Wäre es in ihrer Absicht gewesen, die Mennoniten zu schützen, so hätten sie es aus der Zentrale der lutherischen Wollost tun können, wo sie in genügender Stärke lagen. Alles spricht dafür, daß die Denikin-Offiziere, die auch während des großen Krieges als Nationalisten erbitterte Feinde der fremdstämmigen Kolonisten waren, mit Schadenfreude zugesehen haben, wie jene Bestien unter den Mennoniten hausten.

Diese Ansicht wurde später des öfteren bestätigt von Leuten, die vorher den Freiwilligen großes Vertrauert entgegengebracht hatten.

Die Ereignisse seit 1914 hatten viele Anhänger des alten Regimes in nichts belehrt. Sie blieben, wie sie waren: egoistisch, rücksichtslos und dem Volke feindlich.

Dafür ein Beispiel. Einige Zeit später nahm ich einen fliehenden Offizier über Nacht in meinem Hause auf. Er sprach sich offen aus: „Wir können natürlicherweise die Fremdstämmigen nicht lieben, aber die Klugheit gebietet uns jetzt, sie für uns zu gewinnen.“ Ich verriet, daß ich ebenfalls kein Russe sei und erwiderte ihm: „Sie meinen, wenn der Mohr seine Pflicht getan hat, kann er gehen?“ Ein Achselzucken war die Antwort.

Wahrlich, die Wiederkehr des alten Regimes wäre für uns sehr wenig verheißungsvoll!

Am 29. und 30. November hatte sich das furchtbare Geschick an Sagradowka erfüllt. 214 Menschen waren umgekommen und 6 Dörfer in Asche gelegt. Verstümmelte und Geschlechtskranke blieben noch lange traurige Zeugen jenes furchtbaren Geschicks. Am meisten hatte Münsterberg gelitten. Hier waren 84 Menschen umgekommen, davon 18 Frauen und 36 Kinder. Von etwa 30 Höfen war nur

einer vom Feuer verschont geblieben. Aber die russischen Nachbarn, deren Mitgefühl man hätte erwarten tollten, zerstörten auch diesen letzten Hof noch und schleppten Dach und Boden davon.

Als Münsterberg vernichtet war, beanspruchten sie das gesamte Gebiet dieses Dorfes. An der Austilgung sind sie offenbar interessiert gewesen. Es tollten auch einige bei dem Ueberfall mitbeteiligt gewesen sein.

Warum lag ihnen so viel an dem Dorfe Münsterberg? Die Erklärung liegt auf der Hand. Die bolschewistische Revolution erfüllte den Traum des russischen Bauern: das Land wurde gleichmäßig unter die ackerbautreibende Bevölkerung verteilt. Die Mennoniten Sagradowkas mußten dieser Neuregelung gemäß einen Teil ihres Landes abtreten. Anfangs hatten sie sich dagegen empört, denn in ihren Augen war diese Landaufteilung eine Ungerechtigkeit. Aber allmählich kam ihnen die Erkenntnis, daß sie ohne fremde Hilfe und ohne ausreichende Pferdekraft ihr Land nicht wie bisher bearbeiten konnten, denn Landarbeiter gab es nicht mehr. Ein jeder arbeitete jetzt auf seiner eigenen Scholle.

Sollte diese Besitzregelung für immer so bleiben? Diese Frage trat jedoch bald zurück vor einer anderen. Die Russen beanspruchten von den Mennoniten den Teil ihres Landes, der ihren Wohnplätzen möglichst nahe lag. Das war bei der Lage der Dörfer nicht angängig. Ein zusammenhängendes Gebiet konnte die Wollost nicht abtreten. Jedes Dorf überließ innerhalb seiner Grenzen die vorgeschriebene Fläche,

Münsterbergs Untergang findet seine teilweise Erklärung in dem Streit um die Ackernähe: die Russen verdroß der weite Weg, den sie nehmen mußten, um inmitten der

mennonitiichen Wollost Sagradowkas ihre Felder zu bestellen. Niemals jedoch hatten die Mennoniten gedacht, daß man ganze Dörfer austilgen würde, um diesen Zustand zu ändern, obwohl dergleichen Drohungen gefallen waren. Und sicherlich hätten sich die Nachbarrussen niemals zu solch einem grausamen Vorgehen entschlossen, wenn sie nicht durch fremde Hilfe ihre Ansprüche hätten befriedigen können.

*

*

Eine Disharmonie zwischen den Kolonisten und den russischen Bauern bestand schon lange und hatte verschiedene Ursachen.

Da ich hiermit eine offene Frage berühre, deren Lösung den Mennoniten angelegen ist, möge hier kurz eine Darstellung dieses Mißverhältnisses folgen.

Schon lange vor dem Weltkriege sah der russische Bauer scheel auf den wirtschaftlich besser gestellten Kolonisten, der nur zu oft sein Dienstherr war.

Als Arbeiter wurde er zwar von den Mennoniten nicht so schlecht behandelt wie bei den Großgrundbesitzern, aber er war auch hier dem kapitalistisch Starken nur ein minderwertiger Untergebener und kein gleichgewichteter Bruder.

Solches Verhältnis war im übrigen Rußland noch weit schärfer ausgeprägt. Das war den Armen Rußlands eine Qual, die sie schließlich nicht mehr dulden wollten. Sie strebten eine Umwälzung an.

Da kam der Krieg. Das gab schlaunen Nationalisten willkommenen Anlaß, den Unmut des Volkes von sich auf

die Fremdstämmigen zu lenken. Die Chauvinisten hetzten den landarmen russischen Bauer nicht gegen den Großgrundbesitzer, sondern auf den Kolonisten, der mit vielem Fleiß seinen Acker bebaute.

In Schriften, wie beispielsweise in dem infamen Werke "Rheingold" oder in den Schriften eines gelehrten Fanatikers namens Bondar*), wurde gewissenlos geschürt gegen diese Wehrlosen, die nicht mehr geduldet werden geschweige denn Rechte haben sollten.

Jeder Bauer mußte schließlich in ihnen nichts anderes als Verräter und Schufte sehen.

Es kam bekanntlich dahin, daß diesen loyalen Bürgern Rußlands, die in ihrer Naivität für den Vampyr-Zaren eifrig beteten, die Sprache ihrer Mütter, die Sprache ihrer Gottesdienste und Gebete verboten wurde. Und endlich ordnete Zar Nikolaus, der mit Recht in der Geschichte den Namen „der Blutige" trägt, die Enteignung und Verbannung der Mennoniten an, nur weil sie ehemals Deutsche waren. Vergebens wiesen sie darauf hin, daß Sie ebensogut als Holländer gelten konnten, weil viele ihrer Vorfahren aus Holland Stamnten.

Die ungerechte Behandlung während des Krieges war nicht dazu angetan, bei den Kolonisten Liebe zum russischen Volke zu wecken. Feindesliebe sucht man bei den meisten Kolonisten, auch bei den Mennoniten, vergebens: diese hohe Stufe christlicher Nächstenliebe darf man bei den Kolonisten, deren Kultur hinter ihren ethischen Forderungen weit zurückbleibt, nicht erwarten.

*) S. D. Bondar: Die Sekte der Mennoniten in Rußland, Petrograd 1916.

Gemessen an der Betonung ihres entschiedenen Christentums sollte man freilich solche sittliche Größe bei ihnen vermuten dürfen.

Als im Jahre 1918 Deutschland und Oesterreich-Ungarn die Ukraine besetzten, wurde die bolschewistische Landverordnung aufgehoben. Naturgemäß entstanden dadurch in dem Verhältnis der Kolonisten zu den Russen Schwierigkeiten, die auch von Mennoniten nicht immer im versöhnlichen Geiste beseitigt wurden. Das brachte ihnen keine Sympathien bei den Russen ein. Diese übertrugen ihren Haß gegen die Okkupationsbehörden nach deren Abzug auf die Kolonisten, weil diese bei jenen in besonderer Gunst gestanden und Waffen zum Selbstschutz erhalten hatten.

Wie eingangs erwähnt, nahmen die Mennoniten Sagra-dowkas unbedenklich die Waffen an. Es trifft sie ein doppelter Vorwurf deshalb. Einmal war es politisch unklug. Dann aber widersprach es schreiend ihrer bisher stets bekundeten Anschauung über Wehrlosigkeit. Die russischen Bauern wiesen auf diesen Widerspruch hin und nannten sie Heuchler. Eine bittere Wahrheit hielt man ihnen vor: „Als unser Rußland,“ so hieß es, „unsere Frauen und Kinder 1914 durch den Ueberfall gefährdet waren, da wolltet Ihr die Waffe der Verteidigung nicht nehmen. Aber nun es um Euer Eigentum geht, bewaffnet Ihr Euch.“ Das war allerdings sehr beschämend, da ihr Handeln weder von Staatserhaltungstrieb noch von wahren Christentum zeugte.

Die Verirrung vom Pazifismus zum Militarismus ist für Mennoniten besonders belastend. Haben wir nicht stets mit

berechtigtem Stolz auf unsre vierhundertjährige Überlieferung hingewiesen, die einen strengen Pazifismus bedeutet? Und gerade in dem Augenblick, als infolge des beispiellos mörderischen Krieges der Militarismus in seiner ganzen Fluchwürdigkeit erkannt wurde und der Pazifismus mit nie dagewesener Werkkraft sich auszubreiten begann, selbst in Deutschland — da verließen wir das hehre Ziel. Ein Mennonit, der den konsequenten Gedanken des Friedens aufgibt und den Krieg bejaht, richtet sich selbst. Er ist fortan kein Mennonit mehr.

Zum Glück fanden die Mennoniten in Sagradowka später wieder zur alten Wahrheit zurück und bereuten ihre Verirrung aufrichtig.

Unwillkürlich taucht die Frage auf, ob das Schicksal Sagradowkas in dem Maße schwer ausgefallen wäre, wenn die Mennoniten sich nicht zum Militarismus verirrt hätten. Ich sage: nein! Die Mennoniten in Memrik verweigerten die Waffen, und auch dort ist Machno durchgezogen. Er hat bei ihnen nicht so wüst gehaust. Gibt das nicht zu denken ?

Ich will kein abschliessendes Urteil fällen. Wer vermag in diesem Falle genau Ursache und Wirkung gegeneinander abzuwägen? Jedenfalls erkennen wir eine Fülle innerer und äußerer Ursachen, die zu dem schlechten Verhältnis zwischen den russischen Bauern und den mennonitischen Kolonisten Sagradowkas geführt haben.

Dessenungeachtet bleibt die Heimsuchung Sagradowkas ein himmelschreiendes Unrecht, eine flammende Anklage gegen solche Zustände in der zivilisierten Menschheit.

Um die Heimsuchung der Mennoniten auf Sagradowka zu verbildlichen, möge jetzt eine Schilderung von Einzelchicksalen folgen. Es sind dies Beispiele, die ich hundertfach vermehren könnte, da sich fast auf jedem der 600 Höfe eine Tragödie abgespielt hat.

Nicht nur in den sechs betroffenen Dörfern allein, auch in den übrigen erlebten die Mennoniten eine qualvolle Zeit. Mußte man nicht auch dort jeden Augenblick die Räuber erwarten, von denen die Flüchtlinge mit verhörten Gesichtern erzählten? Ist es nicht begreiflich, daß die erregte Phantasie den Tod in allen Farben der Vorstellung tanzen ließ, daß die Gemüter bis zur Betörtheit gespannt waren? Der Wirrwarr von Ereignissen und Gerüchten machte die Menschen kopflos, und eine Panik unheilvollster Art entstand. Ziellos sah man sie in unregelmäßigen Haufen in die Steppen fliehen. Kinder klammerten sich in Todesangst an die Eltern, die unter der Last des Jammers, vor Ermattung und Erregung fast zusammenbrachen.

Ein Beispiel. Der Lehrer J. Bärg beläß kein Gespann und mußte zu Fuß die Flucht ergreifen. Neben ihm ging seine kranke Frau, umgeben von ihren zehn Kindern, darunter ein epileptischer Krüppel. Ein Wagen nach dem anderen fuhr an ihnen vorbei, die denselben Weg nach Michajlowka einschlugen. Alles fliehende Mennoniten. Mit flehenden Blicken sah die wandernde Familie den Wagenbesitzern nach. Aber sie wurde nicht beachtet. Endlich kam einer mit dem Herz des Samariters und nahm den Krüppel des armen Lehrers zu sich auf den Wagen. Für mehr Personen fand sich kein Raum, da bereits 11 auf dem Wagen saßen. Der Mann, von dem ich dieses Beispiel habe, fügte hinzu: „Der barmherzige Samariter war hier auch keiner von denen, die lange Gebete öffentlich hersagen. Leviten und Pharisäern

waren achtlos vorübergefahren, auch wenn sie Platz genug auf dem Wagen hatten. Sie dachten nur an ihre eigene Gefahr."

Doch nun zurück zu den Überfallenen Dörfern! Gnadenfeld. Um arm und reich kümmerten sich die Machnowze nicht. Gnadenfeld ist eines der ärmsten Dörfer des Gebiets und hat doch nach Münsterberg am meisten gelitten.

Als die ersten Reiter hier erschienen, ging gerade ein Mann, namens Franz Isaak, über die Strasse. Die Reiter winkten ihm aus der Ferne. Er ahnte jedoch nichts Gutes und floh vor ihnen. Da hörte er Schüsse, aber die Kugeln pfliffen an ihm vorbei, ohne ihn zu treffen. Er lief in einen Garten, um sich zu verstecken. Aber es war im November, und die Bäume hatten bereits ihr Laub verloren. Endlich fand er hinter den Gärten einen Graben, wo er sich verkroch. Bald hörte er Stimmen und Hufschlag. Vorsichtig lugte er hervor und gewahrte zwei Reiter, die den Graben entlangritten. Unfehlbar mußten sie ihn entdecken, Darum sprang er heraus, um sich im Schutze des Nebels in sein Häuschen zu retten; denn er hatte eine Frau und zwei kleine Kinder, die auf ihn warteten. Aber ehe er die Haustür erreichen konnte, wurde er von Banditen, die inzwischen alle Höfe besetzt hatten, gestellt und ins Haus gewiesen. Dann folgten sie ihm. Seine Wohnung war nur eine kleine Kate, aber nichtsdestoweniger verlangten die Räuber Geld und Kleider. Es nützten keine Einwände: sie trugen unter Fluchen und Drohen das Letzte weg. Das Leben blieb ihnen noch. Aber womit sollte man sich von den nächsten Räubern loskaufen? Die Straßen füllten sich immer mehr. Das Schreien, Fluchen und Schießen klang so bedrohlich, daß er an erneute Flucht denken mußte, wenn er sich seiner Familie erhalten wollte. Es war bekannt, daß man die

Männer schonungslos ermordete. Kaum war er draußen, als er sah, wie fein Nachbar Kliewer blutüberströmt unter den Säbelhieben der Furchtbaren im Nachbargarten zusammenbrach. Frau Kliewer schrie herzerreißend. Im Nu eines Augenblicks verschwand Isaak, um sich auf dem Dachboden zu verstecken. Er vergrub sich in der Spreu, Schon in der nächsten Minute sprengten Reiter auf seinen Hof. Er vernahm ihr Schreien. Man rief nach ihm. Kliewers Schicksal tauchte vor feinen Augen auf. Noch tiefer verkroch er sich. Der Atem wollte ihm schier ausgehen unter der Spreu. Schwere Tritte kamen die Bodentreppe hinan, ein Gewehrkolben stieß drohend auf. Nun fühlte er den Späherblick den Boden absuchen. Regungslos verharrte er in todesbanger Erwartung. Die Minute wuchs zur Ewigkeit. Er fürchtete ersticken zu müssen. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. Er mußte den Kopf freimachen. Den Späher sah er nicht; aber ein verdächtiger Brandgeruch durchzog den Bodenraum. Da stieg er herauf aus der Spreugruft; er wollte nicht verbrennen. Vorsichtig näherte er sich der Treppe. Haus und Hof schienen verlassen.

Isaak stieg hinab. Sein Haus brannte nicht, aber, andere in der Nachbarschaft. Im Vorgarten fand er seine Frau mit den Kindern. Der Lärm der Straße verhallte. Die Räuber zogen gerade zur Dorfstraße hinaus.

Wie Träumende standen sie vor dem Wunder ihrer Rettung.

Auf anderen Höfen lagen die Männer erschlagen, und trostleere Äugen sahen in die Flammen, die ihre letzten Habseligkeiten verschlangen. —

In Orloff, Hier steht mein Geburtshaus. Als am 29. November Reiter durch die Straße sprengten, machte meine Stiefmutter den Vater auf die verdächtige Erscheinung

aufmerksam. Bald kamen die ersten auf den Hof. Polternd stürzten sie ins Haus und verlangten Geld. Ein Zögern machte sie wild. Einer riß das Gewehr von der Schulter: „Glaubt Ihr, mir ist die Kugel zu schade?“ rief er.

Vater versuchte sie mit der Aussicht auf eine Mahlzeit zu beruhigen. Sie möchten sich gedulden, seine Frau solle sofort den Tisch decken. Damit entfernte er sich und floh in den Garten. Er versteckte die Mutter in einem entlegenen Bretterhäuschen. Dann verschwand er hinter der Maulbeerhecke.

Im Hause war nur noch mein Bruder Abram geblieben. Von ihm wurde die Auslieferung der Gewehre verlangt, die man seit jener törichten Bewaffnung durch die deutschen Okkupationsbehörden immer bei den Mennoniten vermutete. Aber in einem unbewachten Augenblick, als die Banditen ihren Rundgang im Haufe begannen, entfloh auch er und erreichte die Waldplantage hinter dem Garten. Auch hier von Reiterposten geschreckt, suchte er auf dem Felde Rettung. Der Nebel war ihm günstig.

Vom Feinde ungesehen, kamen hier von allen Seiten junge Männer und Knaben zusammen. Unter ihnen waren zwei meiner verheirateten und zwei jüngere Brüder.

Die Flüchtlinge mochten 2 km fortgekommen sein, als plötzlich Reiter hinter ihnen erschienen, die sie verfolgten und bald einholten. Wie eine Schafherde wurden sie zurückgetrieben.

Als sie sich der Waldung näherten, wagte mein Bruder Johann einen Sprung ins Dickicht, um zu entkommen. Aber sofort nahm ein Reiter die Verfolgung auf. Unentwegt letzte er ihm nach, bis er ihn nach einer Jagd von beinahe einer halben Stunde erreichte und fortan nicht wieder freigab. Er quälte ihn wie die Katze die Maus. Er zwang

ihn, Strohhaufen anzuzünden, stand abseits und ließ Johann die Zuversicht gewinnen, daß er entkommen könnte. Sobald er aber die Flucht ergriff, kam ihm der Vampyr zu Pferd nach. Man hat Johann über viele Höfe und die Straße entlang laufen sehen und hinter ihm her den Todesreiter. Diese Flucht bedeutet eine Dauerleistung, wie die nur ein selten kräftiger Mensch aufbringen konnte. Aber die schwebende Todesgefahr hat ihn schließlich verwirrt gemacht. Augenzeugen behaupten, daß allem Anscheine nach die klare Ueberlegung ihn verlassen hatte . . .

Man fand ihn später auf einem fremden Hofe mit fünf Stichwunden in der Brust. Es muß ein ausgesucht saddistischer Verbrecher gewesen sein, der sein Opfer so lange quälen konnte, um es schließlich noch mit kalter Waffe langsam zu Tode zu martern. —

Bruder Abram blieb beim eingetriebenen Haufen. Als er zusammen mit den übrigen in die Dorfstraße hineinkam, erkannten ihn zwei Banditen, die ihn zu Hause gesehen hatten. Sie nahmen ihn sofort aufs Korn. Aber der Todgeweihte letzte mit einem mutigen Sprung über den hohen Straßenzaun und lief in den Garten hinein. Schüttele fielen, aber die Kugeln trafen nicht. Durch Hecken und Gärten ging die Jagd auf ihn weiter. Endlich sah er keine Rettung mehr: die Atemnot wurde so groß und die Kräfte wurden so gering, daß er die weitere Flucht aufgab. Blitzschnell warf er sich in ein Unkrautgebüsch, das in einem Gemüsegarten stehen geblieben war. Sein Verfolger hatte ihn aus den Augen verloren, ritt aber so nahe an ihm vorbei, daß sein Pferd den Liegenden fast mit den Hufen streifte. Auf diese Weise entkam er dem Tode.

Mein Vater hatte auch im Garten Zuflucht gesucht, wie manche andere. Mein 13 jähriger Bruder Bernhard hatte ihn

in einer Maulbeerhecke gefunden und war bei ihm geblieben. Plötzlich tauchten zwei Reiter auf, die sie in der laubfreien Hecke bemerkten und barsch aufforderten, hervorzukommen. Bernhard entfloß jenseits der Hecke, während Vater sich erhob und stehen blieb. Ein Knall — und lautlos sank er tot zu Boden. Unfern von ihm kauerten Frauen in einer Laube, die sie natürlicherweise in dieser Jahreszeit nicht schützte, Mit Entsetzen waren sie Augenzeugen dieses Vorganges geworden. Frau Janzen stand außerhalb der Laube. Man zielte auch auf sie. Aber ehe die Schüsse fielen, warf sie sich auf den Boden, und so piffen die Kugeln über sie hinweg. Dieses trug sich in P. Wiebes Garten zu. Die Reiter waren offenbar dieselben Räuber gewesen, die im Haufe das alte Ehepaar auf feinem Krankenlager mit Säbeln umgebracht hatten. In zwei Stunden waren mir der Vater und zwei Brüder genommen.

Eine andre Tragödie aus Orloff. In einem Hause lag eine Frau totkrank. Ihr Mann, namens Peter Isaak, laß an dem Sterbebett. Eine Schwester der Kranken war mit ihrem Manne zum letzten Wiedersehen gekommen. Da stürzten auch hier die Machnowze herein. In rasender Wut begannen sie das Vernichtungswerk. Zuerst streckten sie den Gast, Isbrand Friesen, mit einer Kugel nieder. Danach nahmen sie die Verfolgung des Hausherrn auf. Er floh hinaus; aber Schon in des Nachbars Garten ereilte ihn die tötende Kugel. Nun warfen die Unholde Stühle und Betten zusammen, um das schöne, neue Haus anzuzünden. In letzter Minute trieben sie die Totkranke, nur mit einem Hemd bekleidet, zum Hause hinaus. Auf dem feuchten, kalten Gartenboden brach die Sterbende nieder. Die Kinder zogen ihre Kleider aus, um die Mutter darauf zu betten. Bald hauchte sie ihren letzten Atem in den Novembernebel aus.

Welch ein Bild bot sich den armen Kindern! In ihrer Mitte die tote Mutter, weiter ab die Leiche des Vaters, vor sieh die lodernden Flammen, die erbarmungslos ihre Heimstätte verzehrten . . .

Man hat sie später wie andere Waisen bei fremden Leuten zerstreut im Orte untergebracht. Aber das grauenvolle Ereignis wurde zu einem unauslöschlichen Erlebnis für die Kinder. Am meisten litt die älteste Tochter, ein begabtes und tiefempfindendes Mädchen von etwa 18 Jahren. Fünf Monate lang rang sie: ihr Geist vermochte sich nicht zurechtzufinden und ging "in die Irre. Das Geschick dieses Mädchens ist erschütternd! Ihre Schwester kämpft denselben schweren Kampf. Vielleicht reichen die Geisteskräfte aus, ihr Gemüt in die nötige Ruhe zu zwingen.

In Tiege. Im Hause des Arztes suchten die Banditen lange nach Kostbarkeiten, die sie dort vermuteten. Der Arzt beließ an Reichtum nichts, als zwei sehr schöne Töchter. Einer, der sich Kommandant nennen ließ, (teilte den Arzt vor die Entscheidung, entweder sein Leben zu lassen oder ihm seine Tochter zur sexuellen Befriedigung preiszugeben. Als er zauderte, opferte sich die Tochter aus freien Stücken, um den Vater zu retten.

Nur wer die widerwärtigen Gesellen gesehen hat, kann die Ungeheuerlichkeit dieses Vorfalles ermessen. Gewissenlos überfielen auch Geschlechtskranke die Frauen, um ihren Opfern ein schreckliches Erbe zu hinterlassen.

Wie beklagenswert ist erst das Geschick einer Frau, die Schwanger wurde durch die Räuber! Wer kann die Gefühle einer Frau begreifen, die ein Kind zur Welt bringen soll, das einen Menschen mit Räuberinstinkten zum Vater hat?

Das Schicksal Wilhelm Martens in Münsterberg. Als die Machnowze in Münsterberg erschienen, waren die Leute

zunächst nicht mehr erschreckt als bei früheren Ueberfällen. Man hatte sich in der Zeit der Bürgerkriege an raubende Banden fast schon gewöhnt. Sie pflegten roh zu sein, aber man war stets mit dem Leben davongekommen.

Martens war als häufiger Delegierter in der Oeffentlichkeit bekannt. Seine Frau bangte um seine Sicherheit, weil man ihm Schon oft von gegnerischer Seite gedroht hatte! Drum bewog sie ihren Mann, sich diesmal im Garten unterhalb des Hofes versteckt zu halten. Es war Abend, und er blieb unerkannt. Aber nicht lange litt es ihn fern. Das Brennen der Häuser, das Schreien und Toben ließ ihm keine Ruhe. Langsam Schlich er dem Hause näher, und als er vermuten konnte, daß die Fremden es verlassen hatten, eilte er auf die Tür zu. Aber ehe er sie erreichte, Stolperte er über eine Leiche. Es war Seine Frau. Sein Herz Schrie auf. Verzweifelt rief er zum Himmel. Seine Frau blieb tot. Plötzlich gedachte er seiner Kinder. Aber o Grauen! mit verstümmelten Gliedern lagen sie alle fünf in den Zimmern umher, das älteste von elf Jahren neben dem jüngsten. Schützend mochten Sie die Hände gegen die Säbelhiebe gestreckt haben im Versuch sie abzuwenden.

Von wildem Schmerz gepeitscht lief Martens davon. Seine Sinne faßten nichts mehr. Er lief am Nachbarhause vorbei, wo abgehauene Kinderköpfe auf dem Fensterbrett Standen und Sah Sie kaum. Sein Herz Schrie weiter in maßlosem Weh . . .

Eine junge Lehrerswitwe erzählte mir viele Monate nach dem Vorfall, welch qualvollen Tod ihr Mann in Münsterberg erlitten hatte. Als er von Säbelhieben verstümmelt niederbrach, fetzten die Unmenschen Sich an den Tisch und tranken Branntwein, während ihr Opfer zuckend und röchelnd am Boden lag und mit dem Tode rang.

In derselben Stunde kamen auch die Eltern dieser Frau um. Man muß solch einer Frau ins Auge gesehen haben, um zu ahnen, welche seelischen Qualen ein feinempfindender Mensch erlitten hat in der Ueberwindung solcher Leiden.

Von einem Schicksal muß ich hier noch sprechen, weil es für Sagradowka das bedeutungsvollste ist.

Heinrich Neufeld gehört auch zu den Opfern des 29. November. Das Leben dieses unermüdlichen Idealisten und stets schwer ringenden Kämpfers verdiente eine gesonderte Darstellung. Wir können diesem Manne, der fein ganzes Leben den Mennoniten restlos gewidmet hat unsre Dankbarkeit am besten dadurch bezeugen, daß wir uns lein mannhaftes Wirken zur Nacheiferung vergegenwärtigen.

Heinrich Neufeld wurde 1917 in seine Geburtsheimat Orloff berufen. Er begründete auf allgemeinen Wunsch für die männliche und weibliche Jugend eine Fortbildungsschule. Mit großem Erfolg wurde an dieser Reformanstalt Sagradowkas gearbeitet. Ein neuer Geilt zog in die Jugend ein, und fast könnte man von einer Jugendbewegung reden. Zielbewußt sahen die jungen Menschen ins Leben, das hehren Idealen gewidmet sein sollte. Heinrich Neufeld war die Seele dieser Bewegung. Darum ging später mit seinem Tode diese Schule ein. Es hätte einer großen, selbstlosen Persönlichkeit bedurft, um sie weiterzuführen.

Am Tage des Unheils ging der Unterricht wie immer feinen Gang. Plötzlich trollte ein Haufe Bewaffneter mit bloßen Säbeln in die Unterrichtsräume. Wie Betrunkene schlugen sie um sich. Die Lehrer hießen die Schüler nach Hause gehen. Auch Heinrich Neufeld begab sich mit Büchern unter dem Arm auf den Heimweg. Seine Wohnung lag weit entfernt von der Schule, fast eine Werst weit. Er suchte nirgends Deckung, sondern nahm wie gewöhnlich

den Weg die Straße entlang. Ein Weichen vor der Gefahr entsprach seinem Charakter so wenig, daß er vermutlich gar nicht daran gedacht hat. Plötzlich vertrat ein Räuber ihm den Weg. Es entspann sich ein Wortwechsel, den Abram Wiebe übermittelt hat:

„Wohin?“

„Nach Haufe zu meiner Familie.“

„Wer bist Du?“

„Ich bin Lehrer im Orte.“

„Dann gehe nicht weiter, sonst erschlägt man Dich.“

„Warum denn?“

„Wir üben Rache. Aber wenn Du Lehrer bist, gehe dort hinüber ins Schulhaus- Dann kannst Du am Leben bleiben.“

Es war in der Nähe der Volksschule. Neufeld folgte seinem Rat und blieb bei den beiden Dorfschullehrern Töws und A. Wiebe.

Aber auch an der Volksschule gingen die Plünderer nicht vorbei! Eine Gruppe nach der anderen kam herein. Die Lehrer zu beschimpfen und mit dem Tode zu bedrohen, war offenbar eine Genugtuung für sie.

Das Schulhaus lag hart an der Straße. Daher sahen die drei vom Fenster aus, was um sie herum im Orte geschah. Gegenüber lag ein Hof. Er gehörte Heinrich Siemens. Durch die offenen Türen und Fenster drang Lärm herüber. Schüsse fielen, und Siemens rief laut um Hilfe: vermutlich war er getroffen worden. Bald stiegen prasselnd die Flammen hoch. Nichts blieb erhalten auf dem Hofe; auch Siemens verbrannte in feinem Hause.

H. Neufeld hätte sich verstecken können; aber er saß da, in ahnungsschwere Gedanken versunken, den Kopf in die Hand gestützt und verriet dann und wann, daß er an Frau

und Kinder dachte. . .

Nach zwei langen, martervollen Stunden ertönte ein Signal und nun sammelten sich die Räuber auf der Straße zum Abzüge. Droschken mit Vierer- oder Sechsergespannen, Reiter auf frisch erbeuteten Pferden drängten sich zusammen. Es mögen drei- oder vierhundert Mann gewesen sein.

Schon glaubten die Lehrer sich gerettet. Da stürzten in letzter Minute noch einige blutleczende Räuber mit schußbereiten Pistolen ins Schulhaus. Heinrich Neufeld hielt sie für einen Studenten. Wie sie auf die Idee gekommen waren, ist nicht gut erklärlich. Der 35jährige Mann hatte in der Tat ehemals in der Schweiz studiert. Aber woran sollten sie das erkennen? Ein Student war jedenfalls in ihren Augen ein Todeskandidat. Aber auch die anderen beiden sollten sterben.

Ein Schuß — und Töws sank tödlich getroffen um. Da trat Neufeld vor und rief den Mördern ins Gesicht: „Wofür?“ Statt Antwort fiel ein zweiter Schuß und Neufeld ward für immer stumm.

Den Tod vor Augen, sank Wiebe auf die Knie und flehte die Mörder an, sein Leben zu schonen: er habe Frau und Kinder. Dann verlor er die Besinnung und erwachte erst in einem anderen Zimmer. Sein Henker stand neben ihm und forderte ein Lösegeld. Wiebe bot ihm alles, was er hatte. So blieb er am Leben.

Töws und Neufeld waren tot. Neufelds Frage: „Wofür?“ war bezeichnend für feine ganze Art: Er beläß ein Sittliches Rechtsempfinden, wie man es feiten bei Menschen findet. Sein Wirken in der Schule und in der Gemeinde, deren Prediger er war, kommt einem reizlosen Einstehen für andere, für die Gemeinfache, gleich.

Neufeld hinterließ eine Witwe und sieben Kinder, von denen das älteste 15 und das jüngste ein halbes Jahr alt war. Neufeld hatte in den letzten Jahren seine Familie knapp ernähren können. Nun sollte die Not der Familie noch größer werden. Die Gemeinde zahlte schon einen Monat nach Neufelds Tode, der Witwe kein Gehalt mehr. Die Mennoniten Sagradowkas haben wenig soziales Empfinden. Es ist nicht genügend vertieft und gepflegt worden, obgleich Heinrich Neufeld in seinen Predigten gerade solche tätige Nächstenliebe zu wecken suchte. Seine Reden schlugen jedesmal ein. Sie beschäftigten oft noch Späterhin die Gemüter. Aber er war lange ein Prediger in der Wüste mit seiner Auffassung, die unsre Mennoniten vom Lippendienst zum werktätigen Christentum, zu einer höheren Ethik führen wollte. Neufeld war kein Mann der Halbheiten. Er vertrat ein entschiedenes Christentum, ein Tatchristentum. Er stand auf so hoher Warte, daß selbst viele Prediger Sagradowkas ihm in seinen tiefsten Reden nicht folgen konnten, ihn mißverstanden oder gar verurteilten. Das beirrte ihn aber nicht, wiewohl er oft schwer darunter litt.

Nicht für deine Person, wohl aber für eine gemeinnützige Sache konnte er mit der größten Entschiedenheit eintreten und mit dem Enthusiasmus eines Idealisten verfechten.

Neufeld wollte keine neue Sekte hervorrufen, wozu manche seiner Freunde Neigung hatten. Er bedauerte, daß es deren schon zu viele gab. Gerade dahin ging sein Bestreben, nicht trennend zu wirken, sondern zusammenzuführen und zu versöhnen

Auch die Versöhnung der sozialen Klassen lag ihm am Herzen. Oft trat in Sagradowka unter Mennoniten als eine Folge der Revolution eine häßliche, unbrüderliche Scheidung Zwischen Begüterten und Armen in die Erscheinung. Die

Besitzenden räumten den Besitzlosen nur ungern das Stimmrecht ein bei Gemeindeberatungen, wie es von den Bolschewiki anbefohlen war. Dann tat ein besonnenes Einwirken von der Predigerkanzel oft not.

Heinrich Neufeld hatte durch leine unermüdliche Tätigkeit in der Gemeinde und durch feine Arbeit als muster-gültiger Pädagoge alle ernst denkenden und brüderlich-christlich fühlenden Wahrheitskämpfer auf seine Seite gezogen. Um ihn als Mittelpunkt begann sich ein lebendiges Streben zu entwickeln, das immer weiter in die Reihen junger Männer drang und verheißungsvoll war. Da, als man Neufeld am wenigsten entbehren zu können glaubte, kam die Frevlerhand und nahm ihn uns weg. Seine Freunde standen verlassen, und selbst seine früheren Gegner haben mir ausdrücklich bekundet, daß sie zu spät seine Bedeutung für Sagra-dowka erkannt hätten.

Sein Leib ist tot, aber sein Geist lebt kräftig fort. Ich hörte Männer wörtlich sagen: „Wir wollen sein Werk fortsetzen.“ Und ich glaube, daß es die besten Männer Sagra-dowkas waren.
* *

Schlußbetrachtung.

Die große Trübsal hat alle Mennoniten in Sagra-dowka tief aufgerüttelt. Sie mußten geläutert den Entschluß fassen, ein neues Besseres Leben zu beginnen. Aber jeder Menschenkenner weiß, daß auch der beste Vorsatz unausführbar bleibt, wenn der Mensch nur ein Andachtschrist zu sein vermag und sich nicht tatsächlich übt im Werkchristentum. Dies bedingt eine tiefe ethische Weltanschauung, einen im Guten unbeugsamen Willen, eine unnachsichtige Selbstkritik und ein Handeln, das sich jederzeit verantworten kann.

Diele Stufe ethischer Kultur ist leider bei den Mennoniten Sagra-dowkas noch nicht vorhanden.

Die gegenwärtige Notlage Sagradowkas ist deshalb nicht nur darin begründet, daß durch Machno ein ganzes Dorf ausgerottet wurde, viele Menschen verwaist, verwitwet und obdachlos geworden sind, sondern auch in der ethisch-sozialen Hilflosigkeit.

Neuerdings verschärft sich das Elend noch durch die Hungersnot, die auch in Sagradowka immer mehr in den Vordergrund tritt.

Vielleicht werden die Mennoniten Amerikas, auf deren Veranlassung ich dieses Manuskript veröffentliche, auch an Sagradowka denken, wenn sie an der Linderung der russischen Not arbeiten.

Ich suchte Dich!

Wir waren draußen auf dem Friedenshof.
Da ist ein Massengrab schwarz aufgeschüttet.
Ich lese oftmals alle Tafeln ab
Und bebe, wenn der einen ich mich nahe,
Die ich zwar suchen, doch nicht finden wollte.
Heinrich Neufeld liegt an diesem Ort begraben.
Das Auge irrt, die Schrift verlischt,
Der Atem stockt — das Sein wird zum Problem.
Und lauschend höre ich, wie Schritte gehn:
Er ist's! er will zu mir, weil ich ihn suchte!
Ich warte bang Minuten werden Ewigkeit!
Ein Flügelschlag! Dann Stille ringsherum.
Die Dohle hat am dünnen Ast gehackt.
Ich wende mich zurück. Das Grab liegt hinter mir.
Die Sehnsucht täuscht mir vor: Sein Tod ist nur ein Traum.
Daheim will ich ihn wiederfinden! —
Ich fand ihn nicht. Und öde wurde mir die Welt.
O Mörder, höre ewigfort: gib her das Leben!
Was tatest du, o armer Wicht!
Vor deine Seele treten seine Kinder.
Erträgst du ihren schmerzgetränkten Blick?
Und sieh, sein Weib tritt gramgebleicht hinzu.
Wo willst du Buhe finden vor dem Fluch der Tat!

Druckerei M.Wilkens
Emden, Kirchstrasse